

22. Nahrana.



* **Turnfahrt.** Die bereits mitgeteilt wurde, unternimmt der Männerturnverein am 17. bis 19. August eine Turnfahrt nach Bonn, Köln und in das Siebengebirge. Die Abfahrt erfolgt am Samstag morgen als Viehrich 10 Uhr mit dem Salon-Dampfer der holländischen Dampfschiffreederei nach Bonn. In Bonn werden die Turner von dem dortigen Turnverein empfangen und nach dem Denkmal des Dichters Arndt geführt, woselbst eine Huldigung vorgelesen ist. Abends findet im Rodenstener

* Sommerfest auf dem Rhein in Mainz am Mittwoch, 14. August. Für das Fest macht sich in allen Kreisen der Bevölkerung das lebhafteste Interesse bemerkt. Der Kartenverkauf ist ein äußerst lebhafter. Der Vorverkauf bei Schottensfeld in Wiesbaden und Frankfurt wird heute abend 7 Uhr geschlossen. Der Tageskartenverkauf findet am Mittwoch in Mainz im Verkehrs-Bureau und in der Stadthalle statt; außerdem werden von 5 Uhr ab zwei weitere Kassen am Rheinufer geöffnet. Die Korfahrt der kleinen Boote um die Festschiffe verspricht ganz besonders glanzvoll zu werden. Alle kleinen Dampf- und Motorboote in Mainz und der Nachbarschaft werden sich, auf das reichste geschmückt, an derselben beteiligen. Es folgt dann das Concert auf dem Wasser, die Illumination

□ **Ein böserartiger Schuldner.** Der Tagelöhner August Hoh von Dohheim wohnte im Januar hier an der Dohheimerstraße. Am 29. Januar wollte er, ohne vorher die Miete bezahlt zu haben, ausziehen. Der Hausherr wurde davon benachrichtigt und erschien bald darauf in Begleitung eines Schuhmannes an Ort und Stelle. Er wollte das Wegschaffen des ihm für die Mietzahlung hastenden Robiars verhindern. Der Mieter aber lehnte sich nicht an seine bezügliche Aufforderung. Er belegte ihn sogar mit Schimpfwörtern und mißhandelte ihn, indem er ihn mit einem Schranktheile wider den Kopf stieß. Vom Schöffenengericht hat Hoh für sein Tun 18 Tage Gefängnis erhalten, die Strafkammer erhöhte die Strafe auf 4 Wochen Gefängnis, wenn sie auch wegen der Pfandverbringung zu einem Freispruch kam.

Operngläser, Feldstecher, in jeder Preislage
Optische Anstalt 4008
C. Böhn (Zuh. C. Krieger, Lantasaße 5.)

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ 0/0, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ 0/0, Privatdiskont 4 $\frac{3}{4}$ 0/0.

[illegible]



Nr. 188.

Mittwoch, den 14. August 1907.

22. Jahrgang.

Er soll dein Herr sein.

Roman von Clara Hulepp-Stübs.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

So sitzt sie und sinn't, das Herz von Sorge erfüllt, die überall auf sie lauert und näher und näher kommt zuletzt über ihr steht und ihre schwarzen Zittiche über sie ausbreitet.

Wie in weite Ferne schauen ihre Augen. Sie sieht im Geiste ein gramdurchfurchtes Antlitz, ein kurzgehorrenes, greises Haupt. — „Mein Vater, mein armer Vater,“ schluchzt sie auf. Vergessen ist alle eigene Pein, über dem großen, heißen Mitleid für den, der seinen schweren Fehltritt so jammervoll büßen muß und dem ihr warmherziges Gemüt in nie versiegender Kindesliebe zugetan ist.

Wenn der Vater freikommt, wollen sie ein Heim in Amerika gründen, und sie ihre ärztlichen Kenntnisse dort zu ihrem Unterhalt praktisch verwerten. Bald ist die Straßenseit um — ihr klopf't das Herz bei dem Gedanken. Fünf Jahre sind eine lange Zeit — dazu die drei, die der Vater im Ausland verbrachte, flüchtig und unstät — bis er sich, der Dekerlei müde, selbst ein liebevoller Gatte und Vater gewesen. Niemand konnte damals seine Handlungsweise begreifen; keiner hatte den gütigen, hochangesehenen Mann einer solchen Tat für fähig gehalten.

Hildegard hat die Hände vors Gesicht gelegt. Ihre Tränen fließen, sie muß ihr Tuch haben, um dieselben zu trocknen, und greift in die Tasche des Schlafrockes, um es derselben zu entnehmen. Sie blickt auf und bemerkt drinnen im Zimmer einen Lichtschein. Ein jäher Schreck durchzuckt sie — beim Schein einer Kerze erkennt sie Richard. Was will er, was sucht er hier? Weiß er, daß sie hier ist, und will er sie noch sprechen? Doch er sieht so sonderbar aus! — Bleich und überwacht, die Augen wie im Fieber glühend, schaut er suchend im Zimmer umher. Er glaubt sich allein und leise, ganz leise, tritt er zum Geldschrank, der in einer Ecke steht. Er zieht einen Bund Schlüssel aus der Tasche — prüft einen derselben und nickt mit dem Kopfe. Dann fährt er, schwer atmend, mit der zitternden Hand über die Stirne, sie ist mit kaltem Schweiß bedeckt. Er starrt erst düster vor sich hin, dann wirft er den Kopf in den Nacken, als wolle er damit alle aufsteigenden Gedanken hinter sich werfen, als gäbe es für ihn kein Zurück mehr. — Bis hierher hat Hildegard regungslos, wie unter einem Bann gesessen. Ihre Glieder sind wie gelähmt, sie wagt kaum zu atmen. Jetzt aber, als sie sieht, wie Richard den Schlüssel ins Schloß steckt, schüttelt sie mit aller Gewalt den Bann, der ihre Glieder gefangen hält, ab. Die furchtbare Gewißheit darüber, was ihr Bruder dort tun will, gibt ihr Kraft; mit krampfhafter Anstrengung rafft sie sich auf, stürzt ins Zimmer, und ehe Richard weiß, wie ihm geschieht, ist sie an seiner Seite und legt mit festem Druck die Hand auf die seine.

„Richard, Richard! Was wolltest du tun? ruft sie mit unterdrückter Stimme.

Im ersten Augenblick ist er übermannt, legt die Hand vor die Augen und stöhnt schmerzlich auf. Dann ruft er mit gedämpfter Stimme, doch ingrimmig lachend: „Was ich tun wollte? Nun, du siehst es ja!“

„O, Richard! Also so weit ist es mit dir gekommen? Mein Gott, mein Gott! — Aber wenn du in Verlegenheit warst, warum kommst du nicht zu mir? Alles, was ich habe, steht dir zur Verfügung — allein dieses hier rührst du nicht an, es ist des Dinkels Eigentum, Richard, das weißt du so gut wie ich. Komm, schenke mir dein Vertrauen, erzähle mir alles, was dich drückt, vielleicht kann ich dir helfen. Sieh, du warst doch immer so gut und brav, warum willst du mir, deiner einzigen Schwester, einen solchen Kummer bereiten?“

Traurig und doch voll unendlicher Liebe hängen Hildegards Blicke an Richards finsternen, verstörten Zügen, in denen es unheimlich zuckt, wie von unterdrückter Leidenschaft.

„Was geht's dich an? Du kannst mir doch nicht helfen, geh mir aus dem Weg,“ presste er zwischen den Zähnen hervor.

„Nein, nein! Ich lasse dich nicht,“ sagte Hildegard und klammerte sich an seinen Arm. „Richard, lieber Richard, höre mich doch,“ fleht sie. Mit düster glühenden Augen starrt er auf das jammernde Mädchen und es ist, als ob mildere Gedanken bei ihm einziehen, ihr rührendes Ziehen seine Leidenschaft besänftigt.

„Was soll ich anfangen, wenn ich nicht glücklich sein darf? Unser Leben ist da doch verpfuscht, wir sind die erblich Belasteten, was tust du dann — ein Verbrechen mehr oder weniger — es kommt auf eins heraus Hilbe!“ erwiderte er in dumpfem Ton. Eine Bewegung mit der Hand nach dem Geldschrank, eine Drehung des Schlüssels im Schloß, ängstigt das arme Mädchen aufs neue. Sie fühlt, wie sich ein roter Schleier über ihre Augen senkt, fühlt die Schatten, die dunklen Schatten, die sie zu Boden drücken und kalte Schauer über ihren Leib jagen, dann fühlt sie nichts mehr.

Der Anblick der ohnmächtig zusammenbrechenden Schwester bringt Richard endlich zur Besinnung. Er fängt sie in seinen Armen auf, trägt sie auf das Ruhebett und sieht sich suchend im Zimmer nach einer Karaffe mit Wasser um, die sonst gewöhnlich ihren Platz auf einem kleinen Tischchen hat. Er findet sie, doch ist sie leer. So eilt er leise in Hildegards Schlafzimmer. Da es erleuchtet ist und alles vorhanden, was er jetzt für sie braucht, geht er zurück und trägt die Ohnmächtige auf ihr Lager. Er tut alles, was er kann, um sie zum Leben zu erwecken und reibt ihr unter zärtlich geflüsterten Rosennamen Stirn und Schläfen mit kölnischem Wasser ein. Endlich, endlich öffnet sie die Augen.

„Mein armes, armes Schwesterchen!“ Sie sieht ihn vertraut an, nur langsam kehrt ihr die Besinnung zurück und mit ihr die entsetzliche Entdeckung, die sie gemacht. Ihr Bruder —

„O Gott, Richard!“ stöhnt sie auf

Er beugt sich erschüttert über sie.

Es folgt eine Beichte, voll Reue und Selbstanklagen von seinen Lippen, die ihr Herz erzittern macht und doch die furchtbare, herzbeklemmende Angst der letzten Stunde von ihr nimmt. Er hat geseht, aber er wird sich bessern, und wird vor allen Dingen nie mehr den bösen Leidenschaften folgen, die ihn an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Er war gestrauchelt, doch von liebevoller Hand noch gerade rechtzeitig zurückgeführt worden auf die Bahn der Pflicht und der ehrlichen Arbeit. Er küßt inbrünstig das linderzarte Händchen, das ihn so festgehalten hat und sieht andächtig in das schöne, weiße Gesicht, in das die großen Augen, die ihm wie zwei leuchtende Sterne erscheinen.

Draußen liegt der stille Frieden einer ruhigen Sommernacht über dem Park. Schläfrig piept ein Vogel auf, bellt in der Ferne ein Hund. Ueber Hildegards Augen senkt sich leise der Schlummer. Er küßt die schweren Lider und zaubert ein Lächeln um den kleinen herabgeschlossenen Mund. — Süß wiegt sich das Herz in dem Traume.

Als sich die Gäste bei Professor Rantes verabschiedeten, nahm der Hausherr den Doktor bei Seite und sagte:

„Wenn Sie Ihre Damen besorgt haben, lassen Sie uns drüben,“ er zeigt auf sein Zimmer, „bei einer Tasse Kaffee und einer guten Zigarre noch ein wenig plaudern. Sie scheinen mir heute abend nicht recht bei Stimmung zu sein — was ist Ihnen denn in die Krone gefahren?“ Der gute Professor klopft dem Doktor freundschaftlich auf die Schulter. Nachher müssen Sie beichten!“

Der Doktor seufzt. Er ginge viel lieber nach Hause, aber vielleicht kann er von Rantes etwas über Hildegards Vater erfahren, denkt er und nimmt deshalb die Aufforderung an. Bald sitzt er in dem tiefen Sessel des Hausherrn, während der Professor es sich auf dem Sofa bequem gemacht hat. Eine Tasse starken duftenden Kaffees langsam schlürpfend, dazwischen einige Bisse einer vorzüglichen Upmann — und der Doktor fühlt anstelle der Erregung ein gewisses, ruhiges Behagen.

Ein paar Minuten vergehen im Schweigen, da sagt der Professor plötzlich: „Nun Doktor, mal los! Was wars, was Ihnen heut' abend die Laune verdarb?“

Der Doktor stippst langsam die Asche von seiner Zigarre, sieht einige Sekunden nachdenklich den Freund an, als ob er mit sich selbst nicht recht einig ist, ob er direkt fragen soll oder nicht. Schließlich meint er aber: Ach was; der gerade Weg ist der Beste und sagt:

„Ich hörte da etwas von dem Vater des Fräulein Doktor Luz, was mir den ganzen Abend im Kopfe herumging. Was ist eigentlich mit ihm?“

„Da kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben, denn ich habe nie von einem Vater Fräulein Doktors gehört,“ erwidert der Professor etwas verwundert. „Sie lebt doch bei ihrem Onkel, dem Geheimrat Helm. Ich bin seit zwei Jahren hier, und habe mich nie um die Familienverhältnisse des Fräuleins gekümmert. Aber vielleicht weiß meine Frau näheres, sie ist ja jahrelang mit der Dame befreundet. Wollen wir sie mal rufen?“ Der Professor wartet des Doktors Antwort gar nicht ob, er hat sich schon erhoben und ist zur Tür hinaus. Arm in Arm mit seiner Frau, ein lustiges Liedchen pfeifend, kehrt er nach einigen Minuten zurück.

Frau Leonie hat dem Dienstmädchen ein wenig beim Aufräumen geholfen und trägt eine große, blendend weiße Schürze über dem Gesellschaftskleid, die sie bei ihres Mannes Entführung nicht so geschwind hat abwerfen können. Sie nestelt noch mit hochroten Wangen an derselben herum und sieht allerliebste aus, in ihrer geschäftigen Eile.

„So, kleine Frau! Nun erzähle mal dem Doktor alles, was du von deiner Freundin weißt, vergiß aber um Himmelswillen nichts, verstehst du?“ Mit diesen Worten drückt er sie aufs Sofa und setzt sich ebenfalls, mit vertraulichem Winkeln nach dem Doktor, sich an dem Erstaunen weidend, das sich deutlich in ihrem Gesichtchen ausdrückt.

„Ich soll von meiner Freundin erzählen? Ja, aber warum denn?“ Sie sieht ihren Gatten, dann den Doktor erstaunt an.

„Na Schatz, weil wir uns außerordentlich für die Dame interessieren. Weißt du nichts von ihrem Vater?“

„Hildegard besitzt, so viel mir bekannt ist, keinen Vater mehr.“

„Da hören Sie es, ich sagte es Ihnen ja gleich!“ erwiderte der Professor.

„Weißt du nichts näheres über die Familienverhältnisse, Maus?“ Er kneift sie losend in das rosige Ohrfläppchen.

Dann sagt sie ernst: „Als Hilbe hierher kam, trug sie schwarze Kleider und war immer sehr still und traurig. Ich glaube, ihre Eltern waren kurz vorher gestorben; darüber gesprochen habe ich freilich nie mit ihr. Sie war sehr zurückhaltend, und anfangs sahen wir uns auch nur in den Stunden, die wir zusammen nahmen. Erst viel später wurden wir ver-

trauter, aber auch da habe ich sie nie gefragt, weil ich befürchtete, ihr weh zu tun. Sie war so wie so fast nie fröhlich, stets sehr lieb und gut, aber ernst. Sie hatte die Absicht zu studieren und Ärztin zu werden, denn schon damals war sie in den Krankensälen heimisch und tat sehr viel für die kleinen Kranken. Mir schien es oft, als hätte sie keinen anderen Wunsch, als ihnen zu dienen und zu helfen. Konnte sie sich in dieser Weise nützlich machen, so war sie ein ganz anderes Kind. Ihre Augen konnten dann so freudig glänzen, als wäre ihr das größte Glück begegnet; ich hatte sie immer sehr lieb, aber in solchen Momenten bewunderte ich sie geradezu. Sie ist überhaupt ein seltenes Geschöpf, meine Hilbe! So voll Partigefühl und Bescheidenheit, wie man es bei ihrem Beruf und ihren Kenntnissen kaum für möglich hält.“

Frau Leonie hatte sich ganz warm gesprochen. Ihr Mann nickt ihr zu:

„Ja, ich schätze an Fräulein Doktor auch gerade ihre Bescheidenheit so hoch. Ihr gänzliches Aufgehen, ihre Liebe zu diesem Beruf, stellt sie hoch über diejenigen, die denselben nur erwählen, um der Welt zu zeigen, daß sie etwas leisten können. So ehrenvoll es auch ist, wenn eine Frau sich durch keine Schwierigkeiten zurückschrecken läßt, — mein Fall ist es nicht, denn es bekundet doch stets einen gewissen Grad von Gefallsucht, der freilich dem weiblichen Geschlecht nun einmal im hohen Grade eigen ist,“ sagt der Professor.

„Du!“ droht Leonie mit erhobenem Zeigefinger. „Was sollen denn aber die armen Mädchen anfangen, die sich später ihr Brot selbst verdienen müssen? Sie können doch nicht alle Lehrerin, Erzieherin, Telephonistin oder gar Ladenfräulein werden?“

„Aber lernen, gute Hausfrau zu werden, das können sie, verehrte Frau,“ wirft der Doktor ein.

Groß und klug blühen ihn die braunen Augen an.

„Na, nun fangen Sie auch noch an,“ erwiderte sie ein ganz klein wenig spöttisch. „Da sagen Sie mir aber vor allen Dingen, wo Sie für diese armen, aber guten Hausfrauen in spe die Männer hernehmen wollen? Meines Wissens existiert nur in Wiendorf noch ein Heiratsmarkt. Auf diesem, nicht mehr gewöhnlichen Wege der Zeitungsannoncen sich aber gleichsam als Ware anzupreisen, ist doch wohl eine Sache, die den wenigsten zuzagen wird. Also mein lieber Doktor, bitte — wie wollen Sie Ihre Hausfrauen an den Mann bringen?“

Der Doktor lächelt amüsiert über den Eifer der reizenden kleinen Frau. Der Professor aber lehnt behaglich zurück. Er ist neugierig, was sein Freund sagen wird. Der aber sagt vorläufig gar nichts, als die kleine Frau ihn erinnert: „Nun?“

Da wirbelte er die Spitzen seines starken Schnurrbartes in die Höhe und meint nachdenklich:

„Ich glaube, die würden ganz von selbst Männer bekommen!“

„So? Ach! — Und während sie in Hangen und Bängen auf dieselben warten, liegen sie den Eltern auf der Tasche, werden mißmütig, und vor der Zeit trittelige alte Jungfern. Bei genügender Beschäftigung jedoch und eigenem Verdienste bleiben sie ganz munter und können in Ruhe abwarten, bis der rechte kommt. Kommt er aber nicht — nun, dann ist auch keine Not, dann sind sie im Beruf geborgen, und die Eltern haben recht häufig noch eine Stütze an ihnen.“ Ganz in Eifer geraten, seht die junge Frau noch hinzu: „Ich verstehe nicht gut, mich so gelehrt auszubringen und vermag am allerwenigsten über die moderne Frauenbewegung zu debattieren, aber so viel verstehe ich auch und zwar weil ich es aus dem praktischen Leben herausgreife — daß ein den höheren Ständen angehöriges Mädchen ohne Vermögen ein bedauernswertes Geschöpf ist, wenn sie keinen Beruf erlernt. Ich bin durchaus nicht dafür, daß sie alle studieren, aber warum soll sie denn gleich als unweiblich und gefallsüchtig hingestellt werden, wenn sie es tun? Eine Frau hat allemal mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als der Mann — also um so anerkennenswerter ist es, wenn sie ihr Ziel erreicht.“

„Frauchen, Frauchen! An dir ist ja wahrhaftig eine Frauenrechtlerin verloren gegangen,“ wendete der Professor ein.

„O nein! Aber ich will dir etwas anderes sagen und auch Ihnen, Doktor! Ich habe durch Hildegard gelernt, daß viele Frauen einen inneren Trieb besitzen, der oft so groß und mächtig ist, daß sie den größten Schwierigkeiten Trost bieten. Es hat Frauen gegeben, die allerdings als Opfer der Vorurteile ihrer Zeit, dabei ihren Untergang fanden, aber es wird nicht mehr lange dauern, da ist auch für sie der Boden urbar gemacht, auf welchen sie säen können, und daß die Ernte oft recht segnenbringend ausfallen kann, das sehen wir doch an dem Wirken meiner Freundin!“

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Reise.

Humoreske von Fritz Ganser.

(Nachdruck verboten.)

In seinem Schreibtische, wohlverwahrt in einer blau-lackierten Blechschachtel, die ursprünglich einem Viertel-hundert aromatischer Zigaretten Behausung gewesen war, ehe er ihre seidenpapierumhüllten Leiber in Rauch und Asche verwandelt hatte, lagen 400 Mark in lauter blanken Goldstücken.

Ein ganz nettes Sämmchen für einen, dem Coupon-schere und Kurzettel weltfremde Dinge sind und der sich durch Geschichtschreiben recht und schlecht durchs Leben schlagen muß, und das während eines ganzen langen Jahres für eine Reise zusammengespart war.

Ja, für eine Reise!

Was für eine Fülle von Schönheiten, die man erwartete, lag in diesem einzigen Worte! Es war wie ein Paradiesgarten, wie ein Märchenland mit goldenen Schlössern, duftenden Rosengärten und springenden Wassern. Und sie freuten sich unendlich auf ihre Reise — ihre erste große Reise — der Geschichtsmacher Fritz Grunow und seine kleine Frau Margarete.

Als sie noch Brautleute gewesen waren — vor zwei Jahren — da hatten sie schon immer geschwärmt von einer anderen Reise, einer Hochzeitsreise. Aber es war beim Planeschmieden geblieben. Denn als sie glücklich in den Ehehafen eingelaufen waren, hatte es an dem gefehlt, was man für eine Reise vor allen Dingen haben muß . . .

Sie hatten die Köpfe nicht lange hängen lassen und sich auf die Zukunft verträutet.

Sie war ihnen hold gewesen.

Fritz Grunow hatte fleißig geschafft, seine kleinen und großen Geschichten waren gern genommen und gut bezahlt worden.

Und nun lag der Uberschuß in der Zigaretten-schachtel und harrete seiner Bestimmung.

Oft während einer Woche zählten sie ihren Schatz in einer einzigen langen Reihe auf den Tisch und tippten mit dem Finger den goldenen Weg hinauf und hinab.

„O, solche Menge!“ jubelte sie dann jedesmal.

„Wieviel Schönes werden wir dafür sehen!“

Und er pflichtete ihr mit einem glücklichen Lächeln bei.

Dann schichteten sie's wieder in dem Schächtelchen auf, wohlgeordnet in goldenen Türmchen zu je 100 Mark.

Der Mai war halb herum. Sie gingen ernsthaft ans Planemachen.

„Wir wollen an den Rhein,“ meinte er zuerst.

„O ja, an den Rhein!“ jauchzte sie.

„Oder lieber an das Meer mit seinem ewigen Rauschen,“ erwog er nach ein paar Tagen. „Da werden wir auf den stillen Dünen liegen und dem Erzählen des Windes lauschen, wenn er mit seinem reinen Odem durch das Strandgras fährt. Und die einsame Möwe kreischt. Und fern, fern am Horizont ein Schiff . . . Die ganze Zeit am ewigen Meer wird sein wie ein einziger Sonnentag.“

Ja, dort — dort!

Tagelang wanderte beider Wünschen zwischen dem Rheinstrom hin und her. Selbst der neckische Traumgott ließ ihnen keine Ruhe. Frau Margarete hörte den Schrei der Möwen und das Rauschen des Meeres. Sie sah die Nebenhügel am Rhein und die schöne Jungfrau mit dem goldenen Haar und vernahm das wundersame Singen des betörenden Weibes . . . Und er watete schweißtriefend durch den tiefen Dünen sand und suchte — seine verlorene Briestafel mit der ganzen Barschaft, fand sie nimmer und suchte dem vermaledeiten Reisen als dem schändlichsten Dinge auf der weiten Welt. Oder der Rheindampfer fuhr ihnen gerade vor der Nase weg. Und der Rüdesheimer schmeckte wie Petroleum . . .

Es war einfach schrecklich! Gräßlich!

Als sie so eine ganze Reihe von Tagen im Wachen und Träumen allerlei Freuden und Leiden einer Reise in Gedanken durchlebt hatten und immer noch nicht zu einem festen Entschlusse gekommen waren, tauchte plötzlich ein neues Projekt auf.

„Der Rhein ist zu teuer,“ meinte Fritz Grunow eines Tages mit gekrauter Stirn, „und gerade in der

Zeit, die wir für unsere Reise vorgesehen haben, von Touristen bevölkert wie der Grunewald während der Pfingstfeiertage — wenn sie nicht verregnen wie heuer. Da ist's dann entsetzlich. Man sieht mehr Menschen als Gegend. Und das macht keinen Spaß, weißt du, Schatz.“

„Nein, natürlich nicht,“ beeilte sie sich zustimmend zu bemerken. „Also fahren wir an die See.“

„Hm!“ Fritz Grunows Stirn zeigte noch nachdenklichere Falten und das „Hm“ klang wie eine ganze Skala zwischen Ueberlegen und Entscheiden. „Wenns uns auf die Dauer dort nur nicht ein bißchen langweilig wird. Immer das Meer und wieder das Meer. Du, ich glaube, wir halten das beide nicht aus und werden schließlich von dem Seetanggeruch krank.“

Die kleine Frau entgegnete nichts und sah ganz traurig drein; denn sie glaubte, daß nun aus einer Reise überhaupt nichts werden würde.

„Aber was dann?“ fragte sie endlich flehentlich.

„Wir reisen ins Gebirge. Nach Tirol!“ sagte ihr Gatte bestimmt und sah sie mit Augen an, in denen stand: Freust du dich nicht tot?

Und sie war auch rein toll vor Freude. Zuerst fiel sie ihrem Manne um den Hals und preßte seinen Kopf so herzhast gegen ihre Brust, daß er sich lachend frei machte und mit komischem Entsetzen sagte: „Du drückst mich tot, mein liebes Dämon!“ Da gab sie ihn lachend frei, tanzte ein paarmal rund um den Tisch und versuchte einen Jodler.

„Nicht wahr, du, das ist ein feiner Gedanke?“

fragte er schließlich, als sie sich jauchzend in die Sofa-ecke geworfen hatte und ihn glückstrahlend ansah. „Daß wir nicht gleich darauf gekommen sind! Das bißchen Rhein und das bißchen See! Ph! Reee, machen wir nicht! Aber die Berge, die Berge! Sie sind ein Jungbrunn für Leib und Seele, und sie wollen wir sehen. Ich habe schon im Meher und Baedeker und Grieben geblättert. Gestern, als ich bei Ernst Schloßmann, dem Vielgereisten, war. Touren, sage ich dir, Touren! Du kannst dir ja gar nicht denken, wie schön es da sein muß. Und Ernst Schloßmann meinte auch: „Natürlich müßt ihr ins Gebirge. Rhein und Meer sind auch schön. Aber gegen die Tiroler Berge kommt beides nicht!“

Fritz Grunow machte eine behagliche Pause und sagte dann, sich hoch aufreckend und die Hand fest auf den Tisch legend: „Also, wir reisen nach Tirol! Bestimmt!“

„Ja, bestimmt, Fritz!“

„Heute nachmittag machen wir den Reiseplan.“

„Ja, heute nachmittag!“

„So ungefähr habe ich mich schon orientiert. Paß mal auf: München, Kochel, Partenkirchen, Fernpaß, Innsbruck, Sterzing. Dann durchs Pfirscher Tal und über das Pfirscher Joch hinauf zur Berliner Hütte. Berliner Hütte muß man unzweifelhaft mitnehmen. Dann durchs Zillertal. Nachher noch Adensee und Tegernsee. Herrlich, herrlich, sag ich dir! Wo's uns am schönsten gefällt, setzen wir uns acht Tage fest. Einverstanden?“

„Wie kannst du fragen! Ich freue mich ganz furchtbar.“

„Natürlich müssen wir Bergschuhe haben,“ fiel er etwas profaisch in ihren hellen Jubel ein.

„Ja?“

„Gewiß. Solche mit Doppelsohlen und Nägeln.“

„Nägel? Aber, du, Fritz, das sind doch arg schwere Dinger. Da werden wir uns die Füße kaputt laufen.“

„Ach, Unsinn! Gerade sein läuft's sich damit. Ernst Schloßmann meint, Bergschuhe müsse man unbedingt haben. Wir lassen uns welche nach Maß machen und laufen sie noch tüchtig ein. Nägel werden erst in Kochel oder Partenkirchen reingeklopft. . . . Nun set' dir mal schnell deinen Hut auf, wir gehen gleich zu meinem früheren Leibschuster, dem alten Weichmann in der Königgräberstraße, der macht uns die Dinger fein . . . Und wenn der erste Ferienzug bekannt gegeben wird, besorge ich Fahrkarten. In guten vier Wochen geht's ab. Holdrio!“

Der alte Weichmann setzte mit einem philosophischen Gesicht seine große Hornbrille auf die Nase und nahm nach einem belehrenden Vortrage Fritz Grunows über den Zweck der Schuhe und die dadurch bedingte Form, Größe und Festigkeit mit vieler Umständlichkeit und peinlicher Genauigkeit Maß.

„Also in guten acht Tagen müssen die Schuhe fertig sein, Meister Reichmann,“ bestimmte Fritz Grunow dikta-
torisch.

„Gewiß. Dadruff können Sie sich verlassen wie Wel-
lington uff'n ollen Blücher anno 15. Wird gemacht.“

Auf dem Heimwege kaufte das reisefelige Ehepaar
einen Baedeker und ging am Nachmittage desselben
Tages an ein ausgiebiges Planmachen, worüber man
Essen und Trinken vergaß. Als man das Buch endlich
zullappte, waren die Wangen vor Aufregung und Freude
glühend rot und von den Türmen verkündeten die Uhren
Mitternacht.

Die Bergschuhe wurden zur versprochenen Zeit ab-
geliefert. Frau Margarete betrachtete sie kopfschüttelnd.
Das waren ja entsefliche Dinger! Plump und un-
geschickt. Und die Sohlen! Sie schienen für Ewigkeiten
und Kindeslinder berechnet. Nein, diese greulichen
Schuhe zog sie im Leben nicht an! Sie war mit einem
Male ganz unglücklich und dachte an die Reise mit
weniger Freude.

Der Herr Geschichtenmacher schalt und probierte
seine Schuhe an. Es klappte ganz fürchterlich, als er
im Zimmer auf- und abstolzierte.

„Bissel schwer! Aber sein bequem. Grete, sei nicht
kindisch! Zieh' an! Dann laufen wir beide Probe.
Und nachmittag gehen wir mit den herrlichen Votten
in den Grunewald.“

Na ja. Sie lief auch endlich Probe.

„Man kündigt uns, wenn wir hier oben noch länger
Parademarsch üben,“ sagte er endlich und sah seiner
Frau lachend in das Gesicht. Aber er fand kein Gegen-
lächeln.

Frau Margarete hatte über den Schuhen alles Reise-
fieber eingebüßt.

Und er verlor beim Anblick ihres ernsten Gesichtes
und der fest aufeinander gepressten Lippen seine gute
Laune und setzte sich in den Bergschuhen an den
Arbeitsstisch. — Und schrieb keine Silbe. —

... In diesen Schuhen durch die Straßen Ber-
lins? Um keinen Preis! Sollte man denn Frau Marga-
rete Grunow für eine Viehmagd halten?

Die kleine Frau überlegte hin und her. Endlich
lächelte sie.

Ja, so ging's.

Man zog die kleinen eleganten Stiefelchen an, die
den zierlichen Fuß so grazios umschlossen, widelte die
plumpen Bergschuhe ein und nahm draußen im Grune-
wald den Wechsel vor. Und dann konnte man, von
niemand gesehen, das Probelaufen absolvieren.

Sie verriet nichts von ihrem Vorhaben, hatte aber
ihre fröhliche Stimmung wiedergefunden und versöhnte
den noch arg brummenden Ehegatten durch einen herz-
haften Kuß. Und während des Mittagmahles plauderten
sie wieder wie an den vorigen Tagen von ihrer Reise
und waren mit ihren Gedanken in München und Inns-
bruck und auf dem Pfitscher Joch, sahen im Geist Glet-
scher und Bergseen und grüne Matten.

Bis dann am Nachmittage alle frohe Lust elendig-
lich zusammenbrach wie ein Kartenhaus.

„Aber du hast ja die Bergschuhe nicht angezogen,“
sagte Fritz Grunow erstaunt, als sie ihre Wohnung
verlassen wollten. „Warum denn nicht?“

Sie wies ihm triumphierend ein Paket. „Hier
drin!“

Er verstand nicht und schüttelte den Kopf. „Na,
das geht doch aber nicht.“

„Sehr gut. Durch die Straßen gehe ich mit den
Bergschuhen nicht.“

„So!“

„Nein!“

„Und weshalb nicht, Frau Eitelkeit?“

„Eitel bin ich gar nicht. Aber auslachen möchte
ich mich auch gerade nicht lassen.“

„So! Auslachen! Weißt du, kindisch bist du. Ja,
sieh mich nur zornig an: kindisch bist du, daß du's
weißt.“

„Gewiß weiß ich das jetzt. Du hast's ja zweimal
gesagt.“

Er lächelte. „Nun ja, es ist aber auch zu arg.
Wenn wir reisen, mußt du ja doch in den Schuhen
durch die Straßen gehen. Oder willst du sie immer
eingewickelt unter dem Arm tragen?“

„O, bitte, Fritz, sei nicht so höhnisch. Wenn wir

reisen, sieht man uns die Touristen an. Aber heute
im Promenadenkleid und diese Schuhe? Nein, Fritz!“

Sie sagte es ganz trotzig und warf die schönen
Lippen auf.

„Gut. Dann lassen wir Tirol — Tirol sein. Die
400 Mark trage ich auf die Sparkasse. Heute noch.
Hörst du, heute noch! Und anstatt die reine Berg-
luft zu atmen, schluden wir Berliner Staub, sitzen
abends wie immer auf dem Balkon, ergöhen uns an
unseren verkümmerten Geranien und verblühten Kresse-
stauden und ärgern uns über Fräulein Euphemias
Klavierklimpeln nebenan. Willst du das so?“

Da sagte sie: „Ja!“ Ohne zu überlegen und ohne,
daß das Herz etwas davon wußte.

Fritz Grunow sprach kein Wort. Er schritt strads
zu seinem Arbeitszimmer hinüber, steckte die 400 Mark
ein — und ging nicht auf die Sparkasse, sondern blieb
lauschend sitzen und wartete, wartete, daß seine Frau
kommen möchte, um ihre Torheit gutzumachen. War-
tete bis an den Abend.

Und die kleine Frau lag mit rotgeweinten Augen
auf dem Sofa im Zimmer nebenan und schalt sich,
verwünschte ihre ganze dumme Eitelkeit — und ging
doch nicht zu ihm.

Sie schliefen beide nicht in der nächsten Nacht, und
der junge Morgen sah in zwei abgespannte, müde Ge-
sichter. Und lachte.

In der neunten Stunde verließ der Herr Ge-
schichtenmacher mit einem sehr ernsten Gesicht und seinen
400 Mark das Haus. Nun wollte er das Geld ganz
gewiß zur Sparkasse tragen — oder in die Spree
werfen. Es war ja schließlich ganz egal, was man
mit dem elenden Gelde begann. Denn wenn man dafür
nicht nach Tirol reisen konnte, hatte es seinen Zweck
wirklich verfehlt.

Ach, es war eine ganz, ganz dumme Geschichte!
Jahrelanges Freuen, bisher bestes Einverständnis, und
nun wegen der dummen Schuhe ein so elendes Ende.

Fritz Grunow ließ eine Stunde lang planlos durch
die Straßen — und ging endlich mit seinem Gelde
heim.

Nachgeben? Nein. Aber noch bis zum Abend
warten. Vielleicht.

Er trat verbissen in das Zimmer.

Und da stand seine Frau mit den Bergschuhen an
den Füßen wartend und sagte unter Lachen und
Weinen:

„Komm, Fritz, wir gehen strads in den Grune-
wald, Probelaufen. Sei mir, bitte, nicht mehr böse.
Ich war bümmer als dumm. Und wenn du willst,
ziehe ich die schönen Bergschuhe im nächsten Winter
auf dem Balle an.“

(Schluß folgt.)



Die Bibel in 400 Sprachen. In der Jahresversamm-
lung 1906 der „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft“
in London wurde mitgeteilt, daß im letzten Jahre fast
6 Millionen Exemplare der Heiligen Schrift verbreitet wurden.
Die Zahl der Sprachen, in die die Bibel im Auftrage der Ge-
sellschaft übersezt ist, beträgt jetzt bereits fast 400. Im
Jahre 1905 wurden elf neue Uebersetzungen dieser stattlichen
Liste hinzugefügt. Unter diesen befinden sich „Gadabhi“,
das an der Grenze von Tibet gesprochen wird, „Singoho“,
die Sprache eines Volkes, das im Hügellande des östlichen
Asien wohnt, „Kulirin“, das auf einer Insel der Neuen
Hebriden heimisch ist, „Sigula“, das Idiom der Wa-Sigulas,
die ein großes Gebiet in Deutsch-Ostafrika bewohnen, „Saa“,
das auf einer der Salomons-Inseln gesprochen wird, und
die arabische Umgangssprache, die den Ungebildeten in
Aegypten allein verständlich ist.

